



Der Franzose Romain Grandjean ist 41 Jahre alt und arbeitet in Libyen



Der Amerikaner David Gorman, 47, vermittelt in der Ukraine

Diese beiden Männer reden den ganzen Tag. So wollen sie das Töten beenden

Syrien, Ukraine, Libyen – 38 Kriege gibt es auf der Welt. Aber es gibt auch das »Zentrum für humanitären Dialog« in Genf. Sobald irgendwo Schüsse fallen, versuchen dessen Mitarbeiter, die Kriegsparteien zurück an einen Tisch zu bringen. JANA SIMON hat zwei von ihnen begleitet

Kexse sind gut, Whisky ist ab und zu noch besser. Erwas muss die Gesprächspartner entspannen, die Stimmung aufheben, wenn Verhandlungen beginnen. Zucker oder Alkohol. Darauf können sich fast alle einig.

An einem sehr heißen Tag Ende Juni 2016 betritt David Gorman das Amt für Katastrophenschutz in Kiew. Er trägt mehrere Plastikkrüten mit Keksen in der Hand. Im Amt ist alles braun, Stühle, Tische, Wände. Der Projektor wirft fahles Licht an die Wand: »Ökologische Risiken in der Donbass-Region« steht dort. Die Männer vom Katastrophenschutz und von der ukrainischen Akademie der Wissenschaften warten auf der einen Seite des Tisches, auf der anderen die Männer von den Botschaften Norwegens, Schwedens und Großbritanniens. Sie kennen sich noch nicht, aber sollen schon bald Seit' an Seit' kämpfen. Dazwischen bietet David Gorman seine Kekse an, knüpft eine erste Verbindung, die Männer lächeln und setzen sich. Gorman ist 47 Jahre alt und über 1,90 Meter groß, im Sitzen krümmt er seinen Rücken, versucht, sich kleiner zu machen. Er will seine Nachbarn nicht überragen. Wie er wahrgenommen wird, kann darüber entscheiden, welche Richtung die Gespräche nehmen. Ist er laut oder zu leise? Zu zurückhaltend oder zu bestimmt? Er muss nicht nur sein Gegenüber im Blick haben, sondern stets auch sich selbst. In Asien darf sein Händedruck nicht zu stark sein, im Nahen Osten nicht zu schwach. Was in dem einen Land respektiert wird, kann im anderen verstümmelt werden.

Gormans Beruf ist das Dazwischensein. Er gehört keiner Seite an, macht sich mit niemandem gemein. Er ist Friedensvermittler und seit 25 Jahren in den Kriegs- und Krisenregionen dieser Erde unterwegs: Israel, Palästina, Bosnien, Liberia, Indonesien, Philippinen, Libyen und seit drei Jahren Ukraine und Russland. Gorman kommt, wenn zwei Konfliktparteien nicht mehr miteinander sprechen. Oder wenn sie nicht wollen, dass die Welt erfährt, dass sie heimlich doch miteinander sprechen. Wenn Regierungen, Rebellengruppen und Milizen unaufrichtig Kontakt zu ihren Feinden aufnehmen möchten. »Wir reden mit allen, auch mit den Bösen«, sagt Gorman.

Immer dann, wenn Konflikte so unlösbar erscheinen, dass die offizielle Diplomatie scheitert, steigen David Gorman und seine Kollegen ins Flug-

zeug. Gorman arbeitet für das Schweizer Centre for Humanitarian Dialogue (HD Centre), das Zentrum für humanitären Dialog – eine unabhängige Non-Profit-Organisation selbstständiger Friedensvermittler mit Sitz in einer Villa am Genfer See. Sie ist die größte ihrer Art, seit fast 20 Jahren bemühen sich ihre mittlerweile 140 Mediatoren, Krisen und Kriege zu verhindern oder zu beenden. Im Augenblick vermitteln sie in 25 Staaten. Meist werden sie von Regierungen, den Vereinten Nationen oder der Europäischen Union beauftragt, die das HD Centre neben Stiftungen und privaten Sponsoren hauptsächlich finanziert. Manche der Einsätze sind so geheim, dass nicht einmal die Namen der Länder bekannt werden dürfen. Die Vermittler verhandeln im Verborgenen, jeder öffentliche Satz zur falschen Zeit kann zerstörerisch wirken. Diskretion ist die DNA ihres Geschäfts.

Deshalb reden sie gewöhnlich nicht über ihre Arbeit. Die ZEIT konnte zwei von ihnen – den Amerikaner David Gorman und den Franzosen Romain Grandjean – fast ein Jahr lang begleiten. Gorman ist Regionaldirektor des HD Centre für Eurasien mit der Ukraine, Grandjean für den Nahen Osten und Nordafrika, also auch für Libyen.

Ukraine und Libyen. Zwei Konflikte, die je länger sie andauern, immer verorrerter, brutaler und aussichtsloser erscheinen.

Was können private Friedensvermittler ausrichten in einer Welt mit derzeit 38 bewaffneten Auseinandersetzungen? Was vermögen sie, was Regierungen, die UN oder die EU nicht schaffen? Und wie bleiben sie dabei unabhängig?

Der Konferenzraum in Kiew ist klein, von draußen drückt die Hitze herein. David Gorman erzählt, wie er 2014 in die Ostukraine gereist ist. Das Donezbecken ist eines der größten Kohlereviere der Welt und das Zentrum der ukrainischen Schwerindustrie. Nun gehört es zu der von prorussischen Separatisten kontrollierten »Volksrepublik Donezk«, die sich von der Ukraine abgespalten hat. Gorman reist zwischen Donezk und Kiew hin und her, er überbringt Botschaften von der einen zur anderen Seite. Im Moment geht es um ein mögliches ökologisches Desaster im Separatistengebiet. Die Böden könnten durch Bombenangriffe versauert worden sein, der Region könnte das Trinkwasser ausbleiben. Deshalb bräuchten die Wissenschaftler aus Kiew dringend Kontakt zum lokalen Wasserunternehmen Voda Donbassa. Aber

die Experten beider Seiten dürfen nicht mehr direkt miteinander sprechen. Sie haben Angst, wegen »illegaler Kontakte« zum Feind angezeigt zu werden.

Deshalb bringt Gorman an diesem Tag die ukrainischen Wissenschaftler mit westlichen Diplomaten zusammen. Die Westler sollen sich für sie einsetzen und die Aufmerksamkeit für das Thema erhöhen. »Wir müssen eine ökologische Krise verhindern. Das ist unser Ziel«, sagt Gorman am Anfang.

Der Projektor im Konferenzraum wirft Bilder von zerstörten Brücken und Wasserleitungen in der Ostukraine an die Wand. Ewgen Jakowlew, ein älterer Herr von der ukrainischen Akademie der Wissenschaften, erhebt sich. Er trägt eine Liste des potenziellen Schreckens für das Donezbecken vor: Raketen, die Lagerstätten mit Stoffen wie Chlor, Blei oder Quecksilber treffen; Kohleminen, die unkontrolliert geflutet werden; wodurch giftiges Minenwasser an die Oberfläche tritt.

Jakowlew befürchtet, dass all dies schon geschehen ist. Die ganze Region könnte unbewohnbar werden. »Aber wir haben keine Daten darüber, wie die Situation wirklich ist«, sagt er.

Die Diplomaten sind still, sie sehen aus, als hätten sie diese Informationen zum ersten Mal. Jakowlew schließt mit den Worten: »Ich erinnere an Tschernobyl und Fukushima, zwei lokale ökologische Katastrophen, die die ganze Welt betrafen. Im Donbass könnte sich eine dritte derartige Katastrophe ereignen. Umweltschadstoffe kennen keine Landesgrenzen.«

David Gorman hat sich Notizen gemacht und zugehört. Zuhören bis zur Erschöpfung. Interesse zeigen, Menschen das Gefühl geben, gehört zu werden, das sind die wesentlichen Eigenschaften eines Friedensvermittlers. Am Ende fasst er die nächsten Schritte zusammen: Ein Experte von Voda Donbassa soll mithilfe der westlichen Diplomaten nach Kiew eingeladen werden, eine gemeinsame Arbeitsgruppe soll entstehen, um Wasserproben in den bedrohten Gebieten zu nehmen. »Um Politiker zu überzeugen, brauchen wir harte Fakten«, sagt Gorman.

Er hofft, die Sorge um die Umwelt könne die verfeindeten Parteien einander näher bringen, weil die Gefahr beide Seiten betrifft. Und wenn es gelingt, sich über das Trinkwasser zu verständigen, ist es vielleicht auch möglich, sich auf Grenzlinien und Waffenruhen zu einigen. Es könnte ein kleiner Schritt in Richtung einer Versöhnung zwischen Russland und der Ukraine sein.

Nach dem Treffen steht Gorman mit einem seiner ukrainischen Mitarbeiter vor dem Amt für Katastrophenschutz. »Was können wir tun, um das voranzubringen?«, fragt Gorman. Sein Mitarbeiter schweigt. »Du hast die Nummern der Leute von Voda Donbassa, ruf sie an!«

David Gorman ist mit Konflikten aufgewachsen. Er stammt aus einem irisch-katholischen Viertel in Boston an der amerikanischen Ostküste. In seiner Kindheit war die Nordirland-Krise allgegenwärtig, sein Bruder trug ein Tattoo der Untergrundorganisation IRA. Auch der Nahostkonflikt trieb Gorman um, die Geiselnahme von 52 amerikanischen Diplomaten, 1979 in der iranischen Hauptstadt Teheran, die Frage: »Warum hassen die uns so?« Gorman sagt, schon in seiner Jugend sei er besessen davon gewesen, eine Antwort darauf zu finden.

Nach dem Studium machte er in Washington eine Ausbildung zum Mediator und ging mit 24 Jahren für seinen ersten Einsatz nach Israel. Seitdem ist die Krise seine Heimat.

Heute wohnt Gorman mit seiner bosnischen Frau und den drei Kindern auf Zypern. Montags fliegt er los, freitags kehrt er heim. An den Wochenenden repariert er die Waschmaschine oder flickt kaputte Fahrradreifen, Familienalltag. Auch seine Frau arbeitet für eine NGO, sie kümmert sich um misshandelte Kinder. Zu Hause reden sie nie über ihre Arbeit. »Zu viel Wirklichkeit«, sagt Gorman. Wenn sie gemeinsam Filme schauen, dann Science-Fiction oder Comedy. »Ich fühle ein schizophreses Leben«, sagt er.

Auch Zypern ist ein Kompromiss. Der einzige Ort zwischen Europa und Asien, auf den sich die beiden Arbeitgeber der Gormans einigen konnten. Nach neun Jahren kam die Familie 2012 von den Philippinen zurück. Dort hatte Gorman geholfen, einen Friedensvertrag zwischen der Regierung und der Rebellengruppe »Islamische Befreiungsfront der Moros« auszuhandeln.

Gleich nachdem Ende 2013 die Proteste auf dem Maidan, dem Platz der Unabhängigkeit, begannen, flog Gorman nach Kiew. Damals demonstrierten Hunderttausende gegen den ukrainischen Präsidenten Viktor Janukowitsch, der ein Assoziierungsabkommen mit der EU abgesagt und damit die Annäherung an den Westen gestoppt hatte.

Über einen Kollegen hatte Gorman Kontakte ins Land geknüpft. »Wir haben erst mit den alten Janukowitsch-Leuten geredet, dann mit Interimsleuten und schließlich mit den Rebellen.« Der prorusische Osten der Ukraine spaltee sich ab. Gorman bemühte sich um einen Dialog, aber es wurde immer schwieriger. »Russland will nicht, dass die internationalen Sanktionen gegen Russland gelockert werden.« Jetzt vermittelt er in verschiedenen Projekten zwischen Russland und der Ukraine, zwischen der Ukraine und der Ostukraine, zwischen der Ukraine, Russland und der Westen.

Manchmal arbeitet Gorman jahrelang, bis er etwas erreicht. Frustration hat er sich abgewöhnt. »Du musst dich an den kleinen Siegen erfreuen«, sagt er im Auto in Kiew, auf dem Weg zum nächsten Termin. In jeder Gesprächspause geht Gormans Blick zum Handy. Sein Leben ist eine unaufhörliche Aneinanderreihung von Reisen, Treffen, Gesprächen, nicht nur mit den jeweiligen Konfliktparteien, sondern auch mit Botschaften, Außenministerien, Stiftungen. Die richtigen Verbindungen entscheiden über alles. »Das mag sich nicht an meinem Job«, sagt Gorman. »Manchmal musst du Menschen benutzen. Wenn sie nichts mehr zu sagen haben, bringen sie dir nichts mehr. Dann verlässt du sie, selbst wenn du sie magst, weil du einfach keine Zeit für sie hast.«

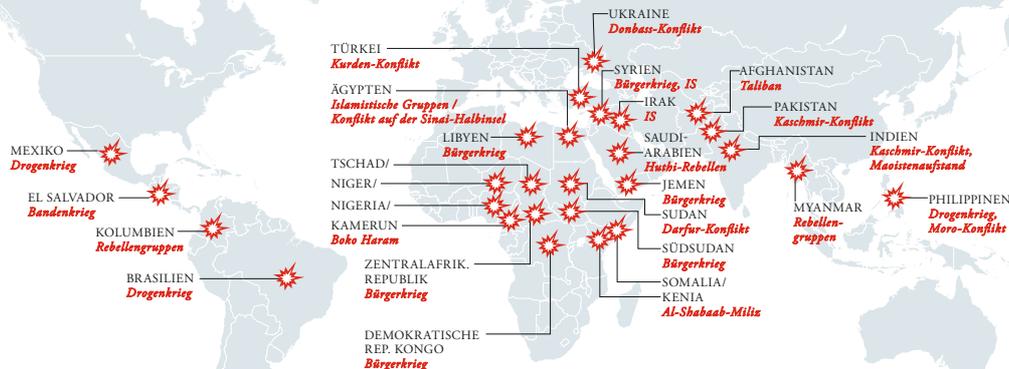
Am Nachmittag ist Gorman in einem Restaurant mit Ostop Krywydyk verabredet. Er ist Berater des ukrainischen Parlamentspräsidenten, eines der einflussreichsten Männer des Landes. Krywydyk, 36, trägt Jeans und war früher einmal Journalist. In seiner Familiengeschichte spiegelt sich die historische Komplexität des Konflikts und die Unerbittlichkeit, mit der er geführt wird.

Krywydyk stammt aus Lwiv in der Westukraine. Sein Großvater war ein katholischer Priester, der Jahre in einem sowjetischen Straflager in Sibirien verbracht hatte. Bis zum Zusammenbruch des Sozialismus nahm er bei Krywydyk zu Hause heimlich die Beichte ab. »Ich habe mich immer von den Russen besetzt gefühlt«, sagt Krywydyk. Jedes Anzeichen einer erneuten Dominanz Russlands empfindet er als persönliche Bedrohung. Krywydyk wendet sich an Gorman: »Spürt man die Sanktionen in Moskau?« Krywydyk reist nicht nach Russland.

Fortsetzung auf S. 14

Die Konflikte der Welt

ZEIT-GRAFIK/Quelle: Heidelberger Institut für Internationale Konfliktforschung



Bürgerkriege, Rebellengruppen und der IS: Auf fast allen Kontinenten herrscht Krieg

Diese beiden Männer ... Fortsetzung von S. 13

land, aber Gorman ist oft dort, er antwortet: »Ich merke sie nicht.«

Noch am selben Abend fliegt Gorman in die russische Hauptstadt, zwei Tage später wird er wieder in Kiew sein. Bald ist das nächste Treffen zur Verhinderung der Wasser-Katastrophe geplant. Gorman hofft, dass dann auch ein Vertreter von Voda Donbassa aus der Ostukraine mit am Tisch sitzt.

Wenige Wochen zuvor, Mitte Juni 2016, steht Gormans Kollege Romain Grandjean kurz vor Mitternacht in einer Bar am Hafen der norwegischen Hauptstadt Oslo. Grandjean, 41, sieht müde aus, unter seinen Augen liegen graue Täler. Er ist gerade aus der Zentrale des HD Centre in Genf angereist. Grandjean lebt mit seiner Familie gleich hinter der Schweizer Grenze in Frankreich. Es ist nicht ganz einfach, ihn bei der Arbeit zu begleiten. Nach Libyen zu reisen ist kompliziert für Journalisten, es gibt Visa-probleme, Gespräche werden verschoben oder aus Sicherheitsgründen abgesagt. Also erst einmal Oslo. Jedes Jahr veranstaltet hier das HD Centre gemeinsam mit dem norwegischen Außenministerium eine informelle Konferenz von Friedensvermittlern, Politikern und Diplomaten, um sich über den Zustand der Welt auszutauschen. Diesmal werden fünf Außenminister erwartet, der Amerikaner John Kerry wird eine Rede halten.

Grandjean hat vor zehn Jahren beim HD Centre angefangen. Davor war er bei einer NGO, die politische Analysen zu Konflikten und Kriegen weltweit erstellt, und hat als Wahlbeobachter in Mexiko, im Libanon und in Weißrussland gearbeitet. Irgendwann mochte er die Probleme nicht länger nur von außen betrachten, sondern auch versuchen, sie zu lösen. Für das HD Centre hat er in der Zentralafrikanischen Republik vermittelt, später in Tunesien, Syrien, Ägypten, nun arbeitet er in Libyen. Es gibt Missionen, über die er mit niemandem reden darf. »Manchmal ist das eine ziemliche Last, sagt er. »Viele denken, ich bin ein Spion.«

Dieses Thema begleitet Grandjean und Gorman wie ein ewiger Refrain. »Im Nahen Osten wird oft gleich an die große Weltverschwörung geglaubt. Kaum einer kann sich dort vorstellen, dass ich für eine unabhängige Organisation arbeite,« sagt Grandjean. Vermittler, die scheinbar mühelos die Seiten wechseln und zu allen Konfliktparteien Kontakt halten, lassen sich nicht einladen. Sie sind suspekt. Das Fatale an dem Verdacht ist: Je stärker man ihn abstreift, desto stärker glauben die anderen daran.

Grandjean läuft durch Oslo zurück zu seinem Hotel. Es fällt auf, dass er auf Fragen oft Gegenfragen folgen lässt. »Eine Beziehung aufbauen« nennt er das. Denn erst wenn er etwas über einen anderen Menschen weiß, vermag er ihn einzuschätzen und kann schließlich mit ihm verhandeln. Grandjean und Gorman erzählen meist wenig über sich, sie versuchen, sich in ihre Gesprächspartner hineinzuversetzen, geben Raum und halten sich selbst im Hintergrund. Sie sind Menschen, mit denen sich andere Menschen gern umgeben, weil sie Anteil nehmen und Aufmerksamkeit schenken, ohne gleich zu werten. »Mich interessiert die Person, nicht das, was sie repräsentiert,« sagt Grandjean. Vielleicht ist der Beruf des Vermittlers auch eine Art Lebensinstellung.

Romain Grandjean zitiert den amerikanischen Schriftsteller Ambrose Bierce: »Diplomatie ist die patriotische Kunst, für sein Vaterland zu lügen.«

Grandjean empfindet es als großen Vorteil, dass er nicht die Interessen eines Landes vertritt, also nicht lügen muss. »Wir haben keine politische Agenda.« Deshalb akzeptiert Grandjean für seine Arbeit im Nahen Osten und in Nordafrika kein Geld aus den USA oder Frankreich, beide Länder seien zu tief in die dortigen Konflikte verstrickt.

Die Vermittler entscheiden selbst, mit wem sie wann, wie und worüber sprechen, sie vertreten ihre eigene Meinung. »Manche Sponsoren verstehen das besser als andere,« sagt Grandjean. Auch das deutsche Außenministerium finanziert Projekte des HD Centre, darunter einige in Libyen. Die deutschen Diplomaten arbeiten seit einiger Zeit verstärkt mit privaten Friedensvermittlern zusammen. »Sie machen das sehr gut,« sagt Rüdiger König, ehemaliger Botschafter in Afghanistan und jetzt der zuständige Abteilungsleiter im Auswärtigen Amt. Unabhängige Vermittler seien in der Lage, mit Menschen zu sprechen, die Regierungsvertreter aus Sicherheitsgründen oder politischen Erwägungen nicht treffen könnten.

Männer wie Grandjean und Gorman sind die Auzerper der Weltgemeinschaft. Sie reden auch mit jenen, mit denen sonst niemand redet – dem IS, den Taliban, Al-Kaida. »Entweder sie vertrauen dir, oder sie bringen dich um,« sagt Grandjean.

Er vergleicht sich und seine Kollegen mit Akrobaten, die in einer Zirkuskuppel turnen, nur dass sie kein Netz auffangen, wenn sie fallen. Wie etwa Grandjeans Mitarbeiter Hesham Gaafar in Ägypten. Er wurde im Oktober 2015 verhaftet. Seit einem halben Jahr sitzt er in Einzelhaft – ohne Anklage. Bislang ist es Grandjean nicht gelungen, ihn freizubekommen. »Ich denke jeden Tag an ihn,« sagt er.

Am nächsten Morgen beginnt in einem Gollthol in der Nähe von Oslo die internationale Konferenz. In pastellfarbenen gehaltenen Räumen diskutieren etwa 150 Friedensvermittler, Diplomaten und Politiker. Auch David Gorman ist aus Kiew angereist. Es geht um Syrien, Libyen, Burundi, den Jemen, Afghanistan, Kolumbien, die Ukraine. Die Szenerie hat etwas Surreales. Draußen spazieren Golfspieler über sanfte Hügel, drinnen herrscht die Krise. An Syrien sind bisher alle Vermittler gescheitert; in der Ukraine verschlechtert sich die Lage, der Staat Libyen zerfällt.

In den Pausen finden die wirklich wichtigen Gespräche statt. Auf der Terrasse unterhält sich Gorman mit dem ukrainischen Außenminister. Grandjean ist zu einer vertraulichen Beratung verschwunden.

Nach dem Mittagessen setzt er sich in die Runde über Libyen. Im Zuge des Arabischen Frühlings 2011 begann dort eine Revolution gegen den Diktator Muammar al-Gaddafi. Nach dessen Sturz zerfiel das Land in gegeneinander kämpfende Gruppierungen. Das islamistische Bündnis »Morgenrot« vertrieb die neu gewählten Parlamentsabgeordneten und die Regierung aus der Hauptstadt Tripolis nach Osten. Das Land spaltete sich in einen Ost- und einen Westteil. Mithilfe der Vereinten Nationen gelang es 2015, ein Friedensabkommen zu schließen, aber die international anerkannte neue »Regierung der nationalen Einheit« wird von Teilen beider Seiten, vor allem vom östlichen Parlament, bis heute abgelehnt. Weshalb es nun de facto drei Regierungen gibt, Ost, West und Einheit, sowie verschiedene Milizen und den »Islamischen Staat«, die alle um die Macht in Libyen kämpfen. Viele im Osten des Landes lehnen jegliche Gespräche mit den Vereinten Na-

tionen ab. Romain Grandjean wird demnächst wieder nach Libyen aufbrechen.

Drei Monate später, an einem Morgen im September 2016, steht David Gorman in einem fensterlosen Konferenzraum im Hotel President in Kiew. Ewgen Jakowlew von der ukrainischen Akademie der Wissenschaften ist da, außerdem die westlichen Diplomaten und, zum ersten Mal, ein Mann von der anderen Seite, aus dem Separatistengebiet: Viktor Sawodowski, der Leiter der Abteilung Investitionen und Entwicklung beim Wasserversorger Voda Donbassa in der Ostukraine.

Die Experten aus den verfeindeten Gebieten begrüßen sich knapp. Sawodowski setzt sich sofort zwischen die Katastrophenschutzler, das gäbe es gar keinen anderen Platz für ihn. Dicht nebeneinander gedrängt, bilden die Männer auf der einen Seite des Tisches nun einen gemeinsamen Fachkräfteblock. Ein gutes Zeichen.

David Gorman berichtet, dass ihre Initiative überall sehr positiv aufgenommen worden sei. Sein Kollege hat eine Liste mit Orten zusammengestellt, zu denen die Experten aus beiden Teilen des Landes in den nächsten Wochen fahren werden, um Wasser- und Bodenproben zu nehmen.

Viktor Sawodowski sagt, sie müssten auch darüber reden, wie das, was schon zerstört worden sei, wieder aufgebaut werden könne. Neben ihm nickt Ewgen Jakowlew. Die Experten sind sich in fast allem einig, sie sind schon einen Schritt weiter als alle anderen am Tisch: Wiederaufbau. Das Treffen wirkt wie ein Friedensprozess im Kleinen. Es sieht aus, als würden sich Gormans Hoffnungen erfüllen, und ihre Initiative könnte tatsächlich ein Signal für eine erfolgreiche Zusammenarbeit der beiden Parteien werden. Das geht es trotz des Konflikts möglich ist, sich zumindest über Sachfragen wie sauberes Wasser zu verständigen. »Wir brauchen die Proben und die Ergebnisse so schnell wie möglich,« beendet Gorman das Treffen.

Im November 2016 kommt Romain Grandjean nach Berlin. Er hat einen Termin im Auswärtigen Amt. Die Tage zuvor hat er kaum geschlafen, war erst in Libyen, dann in Zürich. In Tripolis war die Lage sehr angespannt. Grandjean konnte sich tagsüber aus Sicherheitsgründen nur im Auto fortbewegen und musste abends im Hotel bleiben. Das Friedensabkommen ist nach wie vor nicht umgesetzt, die Einheitsregierung nicht akzeptiert. Einer seiner Gesprächspartner wurde kurz nach Grandjeans Abreise entführt. In Zürich musste Grandjean danach einen der wenigen privaten Spender des HD Centre treffen. Dieses wollen anonym bleiben.

Je länger man Grandjean und Gorman folgt, desto atemberaubender es ist, die ständigen Reisen, Treffen und Gespräche erzeugen ein Gefühl andauernder Ruhelosigkeit. Ein Leben, von anderen bestimmt, vom Weltgeschehen getrieben. Desto drängender wird die Frage: Was treibt sie an? Grandjean fasst seinen Beruf in zwei Wörtern zusammen: Frust und Geduld. Nur langweilig sei er nie. »Ich glaube, dass Dialog tatsächlich etwas verändert.« David Gorman sieht das ähnlich: »Du kannst etwas bewirken, Teil von etwas Großem werden.« Was macht mehr Sinn, als Frieden zu stiften? In den vergangenen sechs Jahren war das HD Centre an 35 Abkommen beteiligt. Es ist eine Arbeit, die selten wirklich vorbei ist, weil sie immer als so bedeutsam erscheint. Jede Pause könnte verhängnisvoll sein.

Es dauert bis Dezember, bis es gelingt, Romain Grandjean in Nordafrika zu begleiten. Nach monatelangem Warten gibt es eine Zusammenkunft

in Tunesien. Eine Delegation aus Sinton, einer wichtigen Stadt im Westen Libyens nahe der algerischen Grenze, wird nach Tunis reisen. Sie sucht die Nähe zur internationalen Gemeinschaft, das HD Centre soll den Kontakt vermitteln.

Am nächsten Morgen beginnt die Verhandlung. Grandjean hat acht seiner Mitarbeiter zusammen – einer Slowakein, einem Franzosen, einem Marokkaner, einem Tunesier, einem Sudanesen, einem Briten und zwei Libyern. Grandjean versucht, eine Choreografie der Treffen zu entwickeln. Am ersten Tag werden die Mitglieder der libyischen Delegation diskutieren, am zweiten Tag soll dann ein Gespräch mit Vertretern der Vereinten Nationen, der Europäischen Union und mehrerer Hilfsorganisationen folgen. Grandjean bemüht sich stets, alles genau vorauszuzeichnen. »Wer kommt? Wer nicht? Wer lenkt im Hintergrund? Wenn die Vermittler nicht wissen, wer im Raum ist, können sie auf Unvorhergesehenes schlechter reagieren. Drei von ihnen waren im Sommer schon in Sinton. Sie haben einige Mitglieder der Delegation getroffen, wissen, was diese akzeptieren, was nicht, sie kennen die Schlüsselwörter, die ihnen bei den Verhandlungen weiterhelfen könnten. Und trotzdem kam später alles anders sein.«

Das Hotel, in dem am nächsten Morgen das erste Treffen beginnt, liegt in einem Viertel von Tunis, das von saudischen Investoren erbaut wurde. Alkohol darf hier nicht ausgeschenkt werden. Zehn Männer aus Sinton sitzen mit sechs Vermittlern um einen quadratischen Tisch. Grandjean eröffnet das Gespräch auf Arabisch und fährt auf Englisch fort: »Wir sind stolz, Sie hier zu haben. Das ist ein Treffen, um Sie besser kennenzulernen. Wir haben gute Kontakte zu westlichen Regierungen, aber wir arbeiten unabhängig. Wir wollen mit Ihnen den morgigen Tag vorbereiten und Ihnen zuhören.«

Es folgt eine sehr knappe Vorstellungsrunde, der Bürgermeister, ein Vertreter des Rats der alten weissen Männer, ein Vertreter der lokalen Wirtschaft, einer der Jugend, ein ehemaliger Verteidigungsminister Libyens in der Übergangsregierung nach dem Sturz Gaddafis, zwei Männer mit einem militärischen Hintergrund. Danach herrscht Stille. Grandjeans Kollegen erinnern an ihren Besuch im Sommer. Die Libyer reagieren kaum, lächeln nicht, scheinen abzuharren. Gormans Kesse wären jetzt gut. Auf dem Tisch stehen nur Wasserflaschen, aber es gibt keine Öffner. In den nächsten zwei Stunden wird sich niemand trauen, danach zu fragen.

Die Szene erinnert an eine Geschichte, die Grandjean am Vorabend erzählt hat. In der Zentralafrikanischen Republik sollte er einmal zwischen der Regierung und Rebellengruppen vermitteln und war sehr nervös. Beim Auftakttreffen saß er neben dem Präsidentenberater, der einen Koffer bei sich trug. Grandjean hatte Angst, dass darin Geld sei, um die Rebellen zu kaufen. Er wollte nicht Zeuge einer Bestechung werden. Der Berater stellte den Koffer in die Mitte, öffnete ihn mit einem Kellner, nahm eine Flasche Whisky und ein paar Gläser heraus, füllte sie und bot sie den Rebellen an. »Das war der Eisbrecher,« hat Grandjean gesagt.

In Tunis bricht schließlich einer der Libyer das Schweigen und wendet sich an Grandjean: »Sie haben gesagt, Sie sind unabhängig. Aber wer finanziert Sie?« Grandjean kennt diese Frage gut, es geht um die Unabhängigkeit der Vermittler, da-

rum, ob die Sintiner ihnen trauen können: »Länder wie Norwegen und die Schweiz, auch Deutschland und die EU,« antwortet er.

Nachdem das geklärt ist, beginnt der Bürgermeister von Sinton zu reden. Derzeit leben 10000 Migranten in Sinton und 20000 Vertriebene aus Tripolis, erzählt er. Aber sie hätten keine Unterkünfte für die Flüchtlinge, keine Medikamente und keine psychologische Hilfe. »Für die internationale Gemeinschaft sind das einfache Dinge, die vielen Tausend Menschen helfen würden.« Außerdem wünschen sie sich, dass internationale Organisationen in ihrer Region wieder präsent wären. Grandjean wirft ein, dass es für diese Organisationen momentan schwer sei, in Libyen zu arbeiten. Sie stufen das Land als No-go-Area ein.

In der Pause machen Mitarbeiter des Hotels die Wasserflaschen aus. Es ist, als löse das auch die Stimmung im Raum. Die Delegation aus Sinton verkleinert, man habe am Vortrag, um guten Willen zu zeigen, eine wichtige Ölpipeline wieder geöffnet. Die Stadt kontrolliert zwei Ölfelder, und zwei Pipelines verlaufen durch ihr Gebiet. Grandjean fragt, ob Sinton im Moment finanzielle Unterstützung von der Regierung erhalte. »Von welcher Regierung?«, fragt der Bürgermeister sarkastisch zurück. »Wir haben viele.« Alle lachen.

Der Bürgermeister holt weiter aus, am Ende der Gaddafi-Ära hätten sich Gegner und Befürworter des Diktators in der Stadt bekämpft. 2014 zogen Brigaden aus Sinton in Richtung Tripolis, brachten den internationalen Flughäfen unter ihre Kontrolle, wurden dann aber von Milizen aus Misrata wieder vertrieben. »Wir wollen ein Ende des Krieges,« sagt der Bürgermeister. »Wir müssen ein neues Kapitel aufschlagen, den Weg der Versöhnung gehen. Wir sind für ein einheitliches Libyen.« Grandjean schreibt mit.

Am Ende fasst er zusammen: Die Sintiner hätten gute Botschaften für die Zusammenkunft mit den Vertretern der internationalen Gemeinschaft am folgenden Tag. Er rät ihnen, darauf hinzuweisen, dass eine Investition in Sinton eine Investition in den Frieden sei. Die Stadt könne ein wichtiger Partner im Prozess der nationalen Aussöhnung sein. Grandjean kennt die Schlüsselwörter, die dem Westen gefallen. Die Libyer sind zuversichtlich.

Nach dem Treffen ruht Romain Grandjean vor dem Hotel eine Zigarette. Sein tunesischer Kollege führt mit dem Wagen vor. Grandjean und sein britischer Mitarbeiter steigen ein. Drinnen droht *It's a Man's Man's Man's World* von James Brown aus den Boxen. Die Männer singen laut mit. Ein Augenblick der Freiheit, jenseits der fein gewählten Worte und sensibel formulierten Höflichkeiten. »Wir könnten einen Plan für Libyen entwerfen, schlägt der Brit vor. Die Vermittler beschließen, über die Weibnachtsferien ein paar Ideen zusammenzutragen. Eine kurze Euphorie. Sie wird jäh von Grandjeans Handywecker unterbrochen. Das nächste Treffen mit einem EU-Vertreter steht an.

Später stößt Grandjean noch zum Essen mit der Delegation aus Sinton dazu. Die Libyer sind guter Laune, filmen das Essen mit ihren Smartphones und lachen die Bilder in die Heimat. Grandjean fragt wieder viel und hört viel zu. Wenn jemand zu lang oder zu intensiv redet, presst er ein schnelles »Hm, hm, hm!« hervor. Das ist das einzige Anzeichen dafür, dass es ihm zu viel wird.

An einem der Abende in Tunis fällt Grandjean einmal ein Milchzahn seines siebenjährigen Sohnes aus dem Portemonnaie. Es ist ein kurzer trauriger

Wenn Konfliktparteien nicht mehr miteinander sprechen, kommen die Friedensvermittler



Romain Grandjean in Tunesien, 2017



Grandjean am Meer in Tripolis, Libyen, 2016



David Gorman (Mitte) bei der Aufzeichnung einer Fernseh-Talkshow über den Friedensprozess in Indonesien, 2003



Gorman auf einem Treffen in Bengasi, Libyen, mit religiösen Führern, ehemaligen Gefangenen und Frauenrechtlern, 2011



Gorman diskutiert über Frieden in Ottawa, Kanada, 2015



Gorman (Mitte) auf einer Zukunftskonferenz in Tripolis, Libyen, 2011



Gorman (Mitte) auf den Philippinen mit Kommandanten der Islamischen Befreiungsfront der Moros, 2005



Gorman bei einer Tagung im Hilton-Hotel in Kiew, 2017

Moment. Ähnlich wie David Gorman versucht Grandjean, die beiden Welten voneinander zu trennen. Er redet mit seiner Familie und seinen Freunden nicht über seinen Job. «Ich möchte einen Raum haben, in dem es nicht um Kriege und Konflikte geht.»

Neuer Morgen, neues, größeres Hotel. Es ist kalt, es regnet, und Grandjean irrt durch den Gebäudekomplex. Es ist das einzige Mal, dass er so etwas wie schlechte Laune zeigt. Im Konferenzsaal zieht er mit einem Ruck die Vorhänge auf. Nach und nach treffen die Männer aus Sintan und die Vertreter der UN, der EU und der Hilfsorganisationen ein. Die Westler bleiben zunächst für sich, die Libyer auch, nur die Vermittler reden mit allen.

Später am Tisch gibt der Bürgermeister von Sintan, wie von Grandjean vorgeschlagen, ein Statement ab: «Wir wollen die bewaffneten Kämpfe in unserem Land beenden. In unserer Region haben wir das geschafft. Unser Ziel ist ein Staat für alle Libyer. Wir reichen ihnen die Hände zur Versöhnung.» Er betont, dass Sintan eine wichtige Rolle in einem künftigen Libyen spielen möchte. Er bietet um Hilfe für das Krankenhaus, Hilfe für die Kriegsflüchtlinge und lädt die internationale Gemeinschaft in die Stadt ein.

Der Bürgermeister hat die Schlüsselworte genannt. Aber die Westler wirken ein wenig abwesend, manche schauen auf ihre Handys. Grandjean fragt in die Runde: «Kann sich die internationale Gemeinschaft vorstellen, nicht ganz Libyen in der roten Farbe der Gefahr zu sehen, sondern in Nuancen wie Orange oder Gelb?»

Die westlichen Diplomaten übernehmen Grandjeans Farbmethapher, allerdings ist ihnen orange zu wenig. Erst wenn wie bei einer Ampel für das ganze Land die Farbe Grün gelte, würden sie darüber nachdenken, wieder Mitarbeiter nach Libyen zu schicken. Sie erinnern daran, dass die USA im Jahr 2012 bei einem Anschlag in der Stadt Bengasi ihren Botschafter verloren haben.

«Über Stabilität für das ganze Land zu erreichen kann lange dauern», erwidert der Bürgermeister. Sintan sei schon jetzt sicher. Die Westler dringen darauf, dass das Friedensabkommen endlich umgesetzt werde und die Einheitsregierung arbeiten könne.

Die Wirklichkeit in diesem Dezember 2016 ist eine andere. «Wir haben keine funktionierende Zentralregierung, aber überall Waffen», sagt der Bürgermeister.

Immerhin, in den Gesprächspausen stehen die Libyer und die Westler nun beieinander und erzählen. Draußen wird es allmählich dunkel. Schließlich beendet Grandjean die Zusammenkunft: «Wir werden hier nicht das Libyen-Problem lösen, aber wir haben ein aktuelleres Bild der Lage bekommen. Es gibt Regionen, die sicher sind und in die man investieren kann. Nicht alles ist rot. Vielleicht können wir gemeinsam die Möglichkeit überdenken, eine Regenbogenkarte von Libyen zu entwerfen.»

Das Treffen hat keinen Durchbruch gebracht, das hatte aber auch niemand erwartet. Die Diplomaten haben Neues aus dem Inneren Libyens erfahren und ein paar nützliche Kontakte geknüpft. Die Libyer fühlen sich gehört und konnten die Diplomaten in ihre Stadt einladen.

Am Tag darauf verbreitet der Militärrat von Sintan über die sozialen Medien eine Nachricht: «Wir unterstützen die Anstrengungen des Dialogs und der friedlichen Koexistenz. Es gibt keine Alternative zum Dialog, der den Aufbau der Institutionen eines einheitlichen Staates zur Folge hat. Wir unterstützen keine militärische Aktion, der

westlichen Teil Libyens in Blut und Unordnung führt.» Es ist ein Erfolg für das Team von Romain Grandjean. Eine Gruppe in Libyen kleinert öffentlich der Gewalt ab und macht einen kleinen Schritt in Richtung Versöhnung.

Am letzten Abend in Tunis gehen Grandjean und seine Kollegen aus. Sie könnten nun feiern oder sich entspannen, aber sie analysieren weiter das libysche Chaos. Namen, Ereignisse, Orte fließen ineinander und erwecken den Eindruck weiterer Dringlichkeit. Wie eine Droge, von der man nicht mehr herunterkommt.

Zwei Tage vor Heiligabend wartet David Gorman vor dem Frühstücksraum seines Hotels in Kiew. Er ist um Mitternacht aus Moskau angereist und hat seine Zimmernummer vergessen. «Sagen Sie sie mir, bitte, die Empfangsdame. Das nächste Treffen über die Gefahren einer ökologischen Krise steht an, diesmal sollen die ersten Ergebnisse der Wasserversuche präsentiert werden. Gorman bestellt Rührei. Macht sein Beruf sichtbar? Er hält kurz inne: «Man denkt, man kann wirklich etwas verändern.» Das sei sehr verführerisch. «Aber es ist eher wie ein Glücksspiel. Soll man es wagen, noch einen Schritt weiter zu gehen, noch höher zu pokern, oder besser nicht? Danach folgt entweder der Absturz oder der Sieg. Was dich antreibt, ist, wenn du merkst, dass Menschen um dich herum ihre Meinung ändern.»

In einer idealen Welt würde es Gorman gelingen, Russen und Ukrainer an einen Tisch zu bringen. Beide Seiten leiden unter den wirtschaftlichen Sanktionen. Jetzt, am Ende des Jahres, ist Gorman oft desillusioniert. In Moskau hat er gerade seine Gesprächspartner gefragt: «Wohin führen unsere Diskussionen? Wann sehen wir Fortschritte?» Es gebe viele Gründe, warum es nicht vorangehe, sagt er. Man brauche den politischen Willen und das richtige Timing. Im Moment warten alle ab. Donald Trump ist zwar gewählt, aber noch nicht im Amt. Gewonnen hat er mit dem Slogan «America first». Wer weiß, ob ihn die Ukraine interessiert und wie er tatsächlich zu Russland steht.

Trump ist ein Thema, bei dem Gorman ungewöhnlich still wird. Das liegt auch an seinem Eltern. Gormans Vater ist ein Geschäftsmann im Ruhestand, seine Mutter Grafikdesignerin. Im Vorwahlkampf unterstützen sie den demokratischen Kandidaten Bernie Sanders, aber am Ende wählen sie Donald Trump. Gormans Eltern haben für den Kandidaten gestimmt, der für alle steht, was ihr Sohn ablehnt: Konfrontation, Abschottung, Laustärke. «Wir haben aufgehört, darüber zu reden», sagt Gorman. In seiner eigenen Familie ist der Vermittler verstummt.

Das geplante Treffen zur Wasserkrise im Donezbecken musste mehrmals verschoben werden, weil Hafbefehle gegen die Männer von Voda Donbassa vorlagen. Es hieß, die Firma sei eine Terrororganisation. In dem aufgeheizten politischen Klima erscheint sogar ein Wasserversorger als Bedrohung. Nun aber konnte Viktor Sawodowski doch noch nach Kiew kommen. Es war immer schwieriger für ihn, sich zwischen den Fronten zu bewegen. «In Donezk denken sie, wir seien eine westukrainische Firma», sagt Sawodowski. In Kiew gilt Voda Donbassa als ein Betrieb aus dem Separatistengebiet.

Zu Beginn des Gesprächs betont David Gorman, es sei zumindest glücklicherweise, den Kontakt zwischen den Experten aus der West- und Ostukraine wiederzube-

leben. Ewgen Jakowlew von der Akademie der Wissenschaften in Kiew stellt die ersten Ergebnisse der Wasseruntersuchung vor: In dem von der Regierung kontrollierten Gebiet seien 30 von 34 Proben verschmutzt, im Separatistengebiet seien es 24 von 26. In manchen Gegenden würden die Menschen selbst Löcher bohren, um an Trinkwasser zu gelangen. «Wir müssen ein System finden, wie wir die Bevölkerung darüber informieren können, wo es sauberes Wasser gibt.» Jakowlew legt die rechte Hand auf seine Brust. «Das ist meine Herzenspflicht.»

Gorman will eine Frage stellen, aber Jakowlew lässt sich nicht unterbrechen. Im Donezbecken töte schmutziges Wasser mehr Menschen als das Militär, sagt er. Achtzig Prozent der Krankheitsfälle dürften von der schlechten Wasserqualität her. Sawodowski fügt hinzu: «Wir brauchen eine regelmäßige Kontrolle des Wassers.» Die Experten beider Seiten sind sich einig, vervollständigen ihre Sätze, beziehen sich aufeinander.

David Gorman fragt: «Können wir unseren Bericht an das Ministerium für besetzte Gebiete schicken?» Er will die Initiative auf eine höhere Ebene heben, eine größere Wirkung erzielen. Die Wissenschaftler zögern. Sie fürchten, ihr Thema, das Wasser, werde dadurch noch mehr politisiert. Die Ergebnisse der Proben seien nur vorläufige Resultate, sagen sie. Sie bräuchten aber unwiderlegbare Fakten. «Wann haben wir die Endergebnisse?», fragt Gorman. Wahrscheinlich Ende Januar, ist die Antwort.

Im neuen Jahr will Gorman nach Washington reisen. Er bemüht sich, dem Sieg Trumps etwas Positives abzugewinnen. Trump habe keine feste Position, Geschichte interessiere ihn nicht. Vielleicht könne das einen Neuanfang bedeuten. «Ich dachte früher auch, dass wir Amerikaner besser sind als andere, dass unser System besser funktioniert», sagt Gorman. «Dieser Glaube ist so tief in dir verankert, dass du wirklich meinst, wir müssten anderen helfen, so zu werden wie wir.»

David Gorman hat eine Weile gebraucht, um diese Überzeugung abzulegen. Heute geht es in allen Gesprächen mit den Vermittlern immer auch um die Krise des Westens. Darum, wie wir uns selbst sehen müssen. Das alte Vorbild ist angeschlagen, hat sich in vielem moralisch diskreditiert. Aber wie bierst nun Orientierung?

Am nächsten Morgen fliegt Gorman nach Hause. In diesem Jahr war er 42 von 52 Wochen unterwegs. Nun hat er 14 Tage frei und hat eine Skitrippe in Bulgarien gebucht. Gorman fürchtete, sich zu langweilen.

Auch Romain Grandjean hatte über Weihachten Urlaub. An einem Mittwoch im Januar trifft er sich mit seinem Team in einem Pariser Café, um über neue Ideen für Libyen zu diskutieren. Sechs Männer drücken sich um einen niedrigen Tisch und trinken Espresso. «Das von den UN ausgetheilte Friedensabkommen zur Beendigung des Bürgerkriegs funktioniert nicht», sagt Grandjean. «Die Spaltung des Landes intensiviert sich.» Eine gefährliche Situation. Auch Grandjean und seine Kollegen haben keine schnelle Lösung für das libysche Dilemma. Es sind Ideen für das alltägliche Überleben, die sie entwickeln. Sie schlagen vor, die Stadt- und Stammesräte zu stärken und die noch funktionierenden Herzstücke des Landes – die Zentralbank und die nationale Ölfirma – zu stützen. Das werde zumindest eine humanitäre Katastrophe verhindern.

Im Augenblick mobilisiert der mächtige General Chalifa Hafтар, der den Osten des Landes kontrolliert, seine Kräfte. Kurz vor dem Treffen der Ver-

mittler in Paris wurde der General an Bord eines russischen Flugzeugträgers empfangen. Schon im November war er nach Moskau gereist, um über den «Antiterrorkampf» gegen den IS zu sprechen, wie es hieß.

Romain Grandjean und seine Kollegen diskutierten, wie es möglich wäre, die Russen in einen Dialog miteinzubeziehen. «Wir sehen sie nicht nur als irrationalen Mitspieler», sagt einer von ihnen. Die Russen hätten sehr gute Kontakte. Vielleicht könnten sie Teil einer Lösung sein?

Etwas hat sich verändert bei diesem Treffen im Januar. Es geht viel um Russland, nur wenig um die USA. Trumps Team und seine Haltung zum Libyen-Konflikt sind weitgehend unbekannt. Da wirken die Russen fast berechenbarer. Die Weltkräfte verschieben sich gerade – nur, keiner weiß genau, wohin.

Zwei Monate später, im März, geschieht, was Romain Grandjean befürchtet hat: In Libyen eskaliert die Gewalt. Brigaden aus Bengasi nehmen wichtige Ölhäfen an der Küste ein. Das mit General Hafтар verbündete libysche Parlament im Osten kündigt das Friedensabkommen auf. Später erwidert General Hafтар die Ölhäfen zurück. Romain Grandjean ist zu Besuch in Berlin, er hat wieder Termine im Außenministerium.

Wie sieht er die Situation in Libyen nach fast einem Jahr der Arbeit? Die Einheitsregierung verne noch immer nicht das Land, es sei noch immer in Ost und West geteilt, antwortet er. Aber manche Regionen wie Sintan hätten es geschafft, sich aus dem Konflikt herauszuhalten, und es existierten noch staatliche Institutionen, die funktionieren. «Ich bin weiter hoffnungsfroh», sagt er. Eine andere Krise wertet er als persönliche Niederlage: Sein Kollege Hesham Gaafar sitzt nach wie vor in Ägypten im Gefängnis. Anderthalb Jahre sind es jetzt, noch immer ohne Anklage. «Ich mag Konflikte nicht», sagt Grandjean.

In Kiew kämpft David Gorman Ende März mit den Erschütterungen der politischen Weltordnung. Im Januar kam es in der ostukrainischen Industriestadt Awdjijwka zu den stärksten Gefechten zwischen Regierungssoldaten und Separatisten seit Langem – trotz vereinbarter Waffenruhe. Es ist, als wollten beide Seiten austreten, wie Moskau und Washington reagieren. Gegen den US-Präsidenten wird wegen möglicher Absprachen mit Russland im Wahlkampf ermittelt. Der Sieg Trumps hat in der Ukraine alte Ängste heraufbeschworen.

Eigentlich ist Gorman in Kiew, um endlich die Endergebnisse der Untersuchung zur Wasserverschmutzung vorzustellen. Im Konferenzsaal des Hilton-Hotels setzt er sich ganz ans Ende der Tafel. Der Raum ist voll. Vertreter mehrerer westlicher Botschaften und der EU sind gekommen, auch die Wissenschaftler Sawodowski und Jakowlew. Gorman sagt: «Wir haben uns mit den Ergebnissen etwas verspätet. Aber nun ist ein Hundert-Ergebnis ernst herausgekommen. Wir hoffen, dass er ernst genommen wird, um eine ökologische Katastrophe abzuwenden.» Gormans ukrainischer Kollege führt durch eine PowerPoint-Präsentation: Durch Artilleriebeschuss sind Wasserleitungen und chemische Fabrikanlagen zerstört worden und Schwermetalle ins Wasser gelangt. Die Fachleute haben hohe Konzentrationen von Nitraten, Eisen, Magnesium, Kobalt, Chrom, Zink und Nickel im Wasser gemessen. Derzeit gibt es im Konfliktgebiet fast keine sauberen Wasserressourcen mehr. Dies

betrifft 6,5 Millionen Menschen. Ohne einen anhaltenden Waffenstillstand könnte die Region unbewohnbar werden.

Die westlichen Diplomaten halten einen stabilen Waffenstillstand im Moment allerdings für unrealistisch. Stattdessen müssten Sicherheitszonen um die besonders betroffenen Orte eingerichtet werden. Gorman macht sich Stichpunkte. Nach zwei Stunden fasst er zusammen: «Ich wünschte, ich könnte etwas sagen, was alles verändert. Aber sechs Ideen habe ich: entmilitarisierte Zonen, Beobachtung der Risikogebiete, Schließung der gefährdeten Kohleminen, neue Bohrlocher, Lobbying für unser Thema auf Regierungsebene und Einbeziehung der Öffentlichkeit.» Es ist das System des Vermittlers: die anderen redend, Positives aufnehmen, Negatives weglassen, Schlüsselworte verwenden. Fast alle Annahmen und Befürchtungen der Experten vom vergangenen Juni haben sich bestätigt. Jetzt haben sie Gewissheit. Nur, was wird das bewirken?

Vielleicht das: Ewgen Jakowlew aus der Westukraine und Viktor Sawodowski aus der Ostukraine stehen nach dem Gespräch gemeinsam am Buffer, sie scherzen miteinander. Der Friedensprozess im Kleinen ist glücklich. Die Fachleute sind wieder vereint.

David Gorman hat am Nachmittag noch Termine mit ukrainischen Abgeordneten. Er läuft quer über den Maidan, vorbei an den Gedenkfiguren der Toten von damals. Wenn er darüber nachdenkt, was er erreicht hat, kommen ihm zwei Dinge in den Sinn: Er hat einen Kanal geschaffen, über den die Konfliktparteien Verbindung halten, auch wenn sie nicht direkt miteinander reden. Und die Gefahr einer ökologischen Krise im Donezbecken steht nun zumindest auf der politischen Agenda.

David Gorman und Romain Grandjean konnten in diesen Monaten die beiden Konflikte nicht lösen, keinen Frieden schaffen. Sie konnten die Welt nicht retten, aber vielleicht ein wenig verbessern. Gorman wird mit den Ergebnissen der Wasserproben nach Moskau fahren. Grandjean wird wieder nach Libyen aufbrechen, um mit Milizen im Osten zu reden.

Am Ende steht Gorman auf dem Maidan, noch voller Adrenalin vom letzten Treffen, in Gedanken schon beim nächsten. Da erzählt er, dass er sich manchmal am Abend, wenn er sich vom Zubären wie schwanger fühlt, vorstellt, wie es wäre, zum Beispiel Gärtner zu werden. Aber nur für einen Augenblick.

HINTER DER GESCHICHTE

Ausgangspunkt: Wie arbeiten private Friedensvermittler?

Recherche: Als die Autorin im März 2016 erstmals beim Centre for Humanitarian Dialogue anfragte, lehnten die Friedensvermittler jedes Interview ab, weil die meisten ihrer Missionen geheim sind. Dann boten sie ein Telefoninterview an, nach einem Monat einen Besuch in der Zentrale in Genf. Es folgten weitere Vorgespräche, bis die Autorin im Juni 2016 ihre beiden Protagonisten zum ersten Mal begleiten konnte.